

Von Ernst Osterkamp

Es gibt Bücher, von denen man sich gleichsam wider Willen fesseln lässt: ein sicherer Beweis dafür, dass sie zu den besten gehören. Da wirft einem ein günstiges Geschick einen Roman auf den Tisch, an dem man im Buchhandel achtlos vorübergeschaut hätte: ein arabischer Verfassersname, den man nicht kennt, darunter das Gesicht einer dunkelhaarigen jungen Frau, dann ein Titel, wie er plakativer nicht sein könnte: „Der letzte Patriarch“. Sieht aus wie ein feministischer Thesenroman aus dem Maghreb. Wenn man dann, vom Pflichtgefühl getrieben, die erste Seite liest und erfährt, dass die Geschichte eines Mimoun erzählt werden soll, der der letzte Patriarch seiner Familie gewesen sei, denn „keiner seiner Söhne würde sich mehr mit dem autoritären Geist identifizieren, der ihm vorausgegangen war, keiner von ihnen würde versuchen, seine diskriminierenden und diktatorischen Verhaltensmuster nachzuahmen“ – fragt man sich angesichts dieser dröhnenden Programmatik nur noch verstört: „Verlag Klaus Wagenbach, quo vadis?“ und legt den Band beiseite.

Und dann greift man doch noch einmal nach dem Buch, überspringt schaudernd die erste Seite und beginnt gleich mit der Erzählung, deren Einstieg nicht konventioneller sein könnte, denn der Roman setzt ein mit der Geburt des letzten Patriarchen, des lange ersehnten ersten Sohns einer marokkanischen Dorffamilie: „Er hieß Mimoun, der vom Glück Gesegnete, weil er nach so vielen Frauen geboren worden war.“ Auch dieser Satz klingt plakativ, aber das muss er auch, denn er spiegelt die stabile Geschlechterhierarchie in einer Welt, in der die patriarchalische Ordnung – begünstigt auch durch den Analphabetismus, der in Marokko bis heute rund vierzig Prozent der Bevölkerung betrifft – nie in Frage stand.

Aber: die Geburt Mimouns wird im ersten Kapitel nicht – männlich – als ein Faktum konstatiert, sondern sie wird aus der Perspektive der Gebärenden als ein eminent körperliches Geschehen vergegenwärtigt, und so gerät der Leser gleich mit den ersten Sätzen des Romans unwiderstehlich in den Bann eines Erzählens, das sich durch eine ungeheure Konkretheit und Sinnlichkeit auszeichnet und damit seine eigene Programmatik mühelos dadurch überspielt, dass es dichteste Lebensrealität gestaltet.

Die Mutter Mimouns steht mit dem Hahnenschrei auf, vollzieht ihre morgendlichen Waschungen, pflückt Feigenkakteen, wobei „ein dicker Tropfen Schweiß ihre Wangen hinunterrann“, dann backt sie das Brot für ihre Familie, bis sie plötzlich bemerkt, „dass ihre Hosen feucht waren von einer undefinierbaren beigen Flüssigkeit“. Die Wehen setzen ohne Ankündigung ein: „Großmutter kauerte sich hin und hielt sich an dem Seil fest, das von der Decke herunterhing. Sie sah sich die aus Baumstämmen geschlagenen Balken an – was für große Holzwurmlöcher! Jedes von einer anderen Farbe. Sie hob den Kopf, um zur anderen Seite zu schauen, während sie ihre Knie mit aller Kraft umklammerte und zu pressen begann. Es sah aus, als würde sie am Seil hängen, wie ein Lamm.“ Wie ein Lamm am Seil: in diesem Buch wird nicht allein sinnlich und sachlich, sondern auch gänzlich unsentimental erzählt. Nicht zuletzt daraus zieht der Roman seine verstörende Kraft.

Erzählt wird er aus der Perspektive der Tochter Mimouns, was der Leser aber erst nach rund 150 Seiten erfährt, als sie das Kunststück fertigbringt, auch von ihrer eigenen Geburt zu erzählen. Bis dahin aber konzentriert sich die Erzählung ganz auf die Lebensgeschichte des Vaters, der sich das Programm verordnet hat, ein großer Patriarch zu werden, dem aber seine Tochter das Schicksal auferlegt, der letzte Patriarch zu sein – und diese Tochter ist schon deshalb stärker als ihr brutal gewalttätiger, saufender, wahllos begattungswütiger Vater, weil sie es versteht, sich selbst und damit dem Leser die Existenz dieses



In Marokko geborene Macht eines Sohnes, eines Mannes und eines Vaters: Davon erzählt Najat El Hachmi. Foto Philipp Horak/Anzenberger

Wie ein Lamm am Seil

Najat El Hachmi zeigt in ihrem autobiographischen Roman, wie man einen Patriarchen stürzen kann – mit den Mitteln der Literatur.

Patriarchen in seiner ganzen inneren Schwäche und seelischen Kläglichkeit im Prozess des Erzählens begreiflich zu machen. Sie gewinnt, indem sie sein Leben erzählt, förmlich die Souveränität über diesen die Familie mit archaischen Ehrbegriffen tyrannisierenden und für sich selbst jede – vor allem sexuelle – Freiheit beanspruchenden Vater und kann deshalb die Geschichte dieses Familienmartyriums auch mit großer innerer Freiheit und Gelassenheit, ohne Selbstmitleid, ja mit Ironie und Heiterkeit erzählen.

Najat El Hachmi, 1979 in Marokko geboren und in Katalonien aufgewachsen, legt ihrem 2008 erschienenen und mittlerweile in viele Sprachen übersetzten Roman, den Isabel Müller nun aus dem Katalanischen glänzend ins Deutsche übertragen hat, stilistisch den Gestus des mündlichen Erzählens zugrunde. Das war auch deshalb eine kluge Entscheidung, weil die Tochter Kindheit und Jugend ihres Vaters und damit die Pathogenese dieses Patriarchen selbst nur aus Erzählungen und Vermutungen rekonstruieren kann. So gewinnt die Erzählung ihre Lebensfrische und Direktheit, die noch gesteigert wird durch die von staunenswerter Empathie zeugende Fähigkeit der Autorin, sich ungerührt in die befremdlichsten männlichen Seelenlagen hineinzuwenden.

Ein Patriarch wird Mimoun durch die Selbstverständlichkeit von Gewalt in sei-

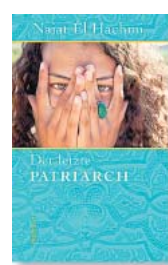
nem dörflichen Alltag: seelischer, körperlicher und sexueller Gewalt, die ihm in seiner Jugend – die Erzählerinnen vergegenwärtigt dies in schockartig sich verdichtenden Episoden – zugefügt wird. Ein Patriarch wird Mimoun aber auch dadurch, dass er, ein Virtuose in der Funktionalisierung der Opferrolle, die ihm zugefügte Gewalt zur Rechtfertigung der narzisstischen Brutalität einzusetzen versteht, mit der er seiner Umgebung, insbesondere seiner Mutter und seinen Schwestern, seinen Willen aufzwingt. Das klingt modellhaft, verliert aber alle Schematik durch die Lebensnähe, die Najat El Hachmi ihrer Erzählung verleiht. Kaum hat er seine ersten sexuellen Erfahrungen gemacht, schlägt Mimoun blindwütig auf seine geliebte jüngere Schwester ein, wenn er, für den „die Welt voller Huren war“, glaubt, dass sie gegen seine Ehrbegriffe verstößt hat. Schon als Sechzehnjähriger sucht sich Mimoun die Frau aus, von der er sicher ist, dass er sie wird „zähmen können“, und deren Leben er konsequent in ein Martyrium verwandelt, weil er sehr bald auch sie zu einer „Hure“ erklärt, denn dies gibt ihm die Rechtfertigung für seine zahllosen sexuellen Eskapaden.

Der Lebensweg dieses Mimoun führt von seinem marokkanischen Dorf nach Spanien, wo er sich nach manchen durch seine Labilität begründeten Rückschlägen eine Existenz als kleiner Bauunternehmer aufbaut, so dass er auch seine Familie nachholen kann. Das hindert ihn aber nicht daran, weiterhin seine dörflich-archaischen Ehrbegriffe rigoros an seiner Familie zu exekutieren und zugleich sexuelle Verhältnisse zu anderen Frauen zu pflegen und dies seiner Frau auch gelegentlich mit Nacktphotos von sich und seinen Geliebten zu beweisen: „Ich hätte sie auch fast gesehen, wenn Mutter nicht gesagt hätte: He, das ist nichts für deine Augen. Es war eine Lehre-

rin, die mich lieber mochte als alle anderen Kinder und die uns ständig bemutterte, weil das zu ihrem Beruf gehörte.“ Das sind so die Schocks aus dem Alltag einer Familienhölle, und dass Najat El Hachmi von ihnen ohne jede Wehleidigkeit berichtet, ist Teil ihrer literarischen Strategie zur Entzauberung des Patriarchen.

Eindringlich erzählt Najat El Hachmi davon, welche Verstörungen und Orientierungskrisen aus der Kollision der dörflich-islamisch-marokkanischen und der städtisch-säkular-spanischen Kultur für die Erzählerin erwachsen. Vor allem aber zeigt sie im zweiten Teil des Romans, wie sich aus der Friktion der Kulturen das eigensinnige und aufmüppige Ich der Erzählerin formt, für die es kein Zurück mehr in die Rituale eines archaisch-dörflichen Patriarchats geben kann. Am Ende schlägt sie den Patriarchen in einer riskanten Episode, die geeignet ist, dem Leser den Atem stocken zu lassen, für immer mit dessen eigenen Mitteln: mit der Gewalt der Sexualität. Mit der Kraft ihres eigenen Begehrens allerdings.

Ein wunderbares, ein notwendiges Buch. Es kommt gerade zur rechten Zeit. Die Patriarchendämmerung, die Nordafrika und die gesamte arabische Welt erfasst hat, geht auch an Marokko nicht vorüber. Dies Buch einer jungen Autorin trägt aus sehr persönlicher Perspektive dazu bei, dem Leser den Sturz der Patriarchen begreiflicher zu machen.



Najat El Hachmi:
„Der letzte Patriarch“. Roman.

Aus dem Katalanischen von Isabel Müller. Wagenbach Verlag, Berlin 2011. 346 S., geb., 22,90 €.

Alles auf Raumspray

Sprachbombardierung: Die Amerikanerin Lorrie Moore ist eine Meisterin der kurzen Form – aber nicht des Romans.

Von Eva Menasse

Ein eher unproduktives Gefühl ist die enttäuschte Liebe. Sie macht nicht nur bitter und faltig, sondern wahrscheinlich ungerecht, weil der Blick an den Extremen hängenbleibt, auf die Fallhöhe zwischen Erwartung und Enttäuschung konzentriert, und die Zwischentöne und Schattierungen auf der Strecke bleiben.

Zum Thema Liebe: Die Kurzgeschichten und Erzählungen der Autorin Lorrie Moore gehörten seit vielen Jahren zum Besten und Schrägsten, was die intelligente amerikanische Literatur zu bieten hatte. Die unjubilante Miranda July schien direkt aus Moores Schreibseminar gekommen. Und neben Moores literarischem Laserschwert wirkte, nur zum Beispiel, ein Philip Roth, den man hierzulande gern für den Olymp des amerikanischen Witzes hält, wie der redundante, joviale Viagra-Opa, der er, von ein paar Ausnahmen abgesehen, seit vielen Büchern und Jahrzehnten ohnehin ist. In ihren Erzählungen, die in den Bänden „Leben ist Glückssache“, „Pepsi Hotel“ und „Was man von einigen Leuten nicht behaupten kann“ erschienen sind, demonstrierte Moore mit Nachdruck, was man für eine gute Erzählung können muss: Sie deckt mit sicherem Griff gerade den hässlichsten Charakterwinkel ihrer Figuren auf, sie schneidet aus ihren zwar oft skurrilen, aber deutlich dem Leben abgelauchten Geschichten einen besonders ungewöhnlichen Ausschnitt heraus wie eine Filmemacherin, die ihre Kamera im Schuh oder im Kronleuchter versteckt, weil konventionelle Einstellungen sie einfach tödlich langweilen. Dazu benutzt sie ihre Sprache voller messerscharfer Formulierungen und halbsbrecherischer Metaphern so instinktiv und unverföhren, wie es vielleicht nur ein Wunderkind vermag, das mit neunzehn seinen ersten literarischen Preis gewonnen hat.

Lorrie Moore schrieb immer, als hätte sie sich den Slogan „Bombardiert mit Sprache alles, was nach *political correctness* aussieht“ in ihren Schreibtisch gesetzt. Gewiss hätte sie auch als Gag-Schreiberin einer intellektuellen Late-Night-Show ein bequemes Auskommen finden können, doch literarisch konnte man sie nie als Pointenschleuder missverstehen. Denn ihren oft haarsträubenden Humor hat sie immer nur in den Dienst gebrochener Charaktere und schrecklicher Geschichten gestellt. Ebendas machte den Sucht-Faktor aus: die Kombination von greller Komik mit tiefsten psychischen Abgründen.

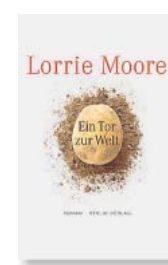
Dabei konnte man durchaus auf die Idee kommen, dass hier eine hochbegabte, aber reichlich neurotische Autorin das Schreiben als Angsttherapie betrieb. Über alle inneren Widerstände hinweg lockte sie einen in ihre Horror-Szenarien hinein: Eine Frau stürzt so unglücklich von einer Picknickbank, dass sie dabei das Neugeborene ihrer Freundin tötet. Manchmal aber waren es auch bloß intelligente Frauen mittleren Alters, deren Humor kein Mensch, vor allem kein Mann, zu verstehen schien und die irgendwann unsicher wurden, ob sie nicht vielleicht doch die überempfindlichen Schrollen sind, von denen sie in den Blicken der anderen lasen: „Was ist das für ein Parfum? wurde sie einmal von einem Studenten gefragt. Raumspray, antwortete sie. Sie lächelte, aber er sah sie nur entnervt an.“

Ihre Erzählung „You're ugly too“ („Hässlich sind Sie auch“) wurde von John Updike unter die „Best American Short Stories of the Century“ aufgenommen, und die Kernszene ist so unvergesslich wie

typisch Lorrie Moore: Eine Frau und ein Mann, die von der Schwester der Frau auf deren Halloween-Party verkuppelt werden sollen, stehen in ihren kindischen Kostümen auf einem Balkon hoch über Manhattan. Sie „trägt“ einen riesigen Knochen, der vermeintlich ihren Kopf durchbohrt, er geht als nackte Frau, eine seiner Plastikbrüste leider etwas verrutscht. Da erzählt die Frau aus Verlegenheit einen geschmacklosen Krebskranken-Witz und die Szene implodiert. Ein Paar werden die beiden nicht mehr, eher Feinde fürs Leben.

Nun hat diese schwarzhumorige Kurzgeschichten-Meisterin einen Roman vorgelegt, nicht ihren ersten, doch lag der letzte viele Jahre zurück. Er heißt „Ein Tor zur Welt“, und wir kommen, siehe oben, zum Thema Enttäuschung. Denn dieser Coming-of-Age-Roman einer jungen Frau aus dem Mittleren Westen in den Monaten nach dem 11. September und vor dem Hintergrund des beginnenden Afghanistan-Krieges ist vor allem: lau. Und damit das Gegenteil dessen, was Lorrie Moores nadelspitzes Schreiben immer ausgezeichnet hat. Die Geschichte selbst enthält zwar die üblichen schrägen Elemente: Tassie, die Heldin, sucht einen Babysitter-Job und wird ausgerechnet von der exzentrischen Mittvierzigerin Sarah Brink angeworben, die auf verzweifelter Jagd nach einem Adoptivkind ist. Zweimal nimmt Sarah Tassie zum Kennenlern-Gespräch mit einer „biologischen Mutter“ mit. Beim ersten Mal verdirbt die muddelflinke Sarah das Gespräch mit einer hochschwangeren Gefängnisinsassin, beim zweiten Mal klappt es und sie können ein zweijähriges „biethnisches“ Mädchen mitnehmen. Als das Kind in der vorwiegend weißen Stadt Troy als „Nigger“ beschimpft wird, gründet Sarah einen Gesprächskreis für die Eltern biethnischer Kinder. Diese teilweise höchst inkorrekten, teilweise herzzerreißenden Diskussionen („Rassenblindheit ist ein rassistisches, weißes Konzept“) fügt Moore merkwürdig lustlos als bloße Dialogfetzen ein, die Tassie aus dem Kinderzimmer beauscht. Wenn das zum dritten Mal kommt, überblättert man es. Und das ist der Hauptvorwurf an diesen Roman: die geradezu schockierende Fahrlässigkeit, mit der auf jegliche Dramaturgie, Raffung, Verdichtung, Vernetzung verzichtet wird. In der ersten Hälfte plätschert das Buch dahin, in der zweiten überschlagen sich die Ereignisse künstlich und gehen einem dennoch nicht nahe. Tassie hat sich in einen vermeintlichen Brasilianer verliebt – natürlich entpuppt er sich als Islamist. Ihr jüngerer Bruder Robert meldet sich freiwillig zum Militär – natürlich kommt er gleich um. Das süße kleine Mädchen wird Sarah Brink und ihrem alternden Schönlings von Ehemann wieder weggenommen – denn sie haben verheimlicht, dass ihr eigenes Kind vor vielen Jahren durch grobe Fahrlässigkeit ums Leben gekommen ist.

Aber das Schmerzhafteste ist, dass dieser schwache Roman sogar Lorrie Moores ureigene Stärken zu demontieren scheint. Die Wortspiele, der Witz, die Frechheiten, die von Frank Heibert und Patricia Klobusiczky einflussreich ins Deutsche übertragen worden sind, wirken in diesem uninspirierten Ambiente verzweifelt bemüht, sie sind der Erzählung nicht eingepasst, sondern aufgepappert. Es kommt so weit, dass sie peinlich wirken, wie ein Spaßmacher, der weiterhampelt, obwohl längst keiner mehr lacht. Nein, wir schlagen „Ein Tor zur Welt“ mit Aplomb zu und empfehlen allen, die sie noch nicht kennen, von ganzem Herzen Lorrie Moore als große, schrille Meisterin der kleinen Form.



Lorrie Moore:
„Ein Tor zur Welt“. Roman.

Aus dem Amerikanischen von Patricia Klobusiczky und Frank Heibert. Berlin Verlag, Berlin 2011. 381 S., geb., 24,- €.

Preis der Leipziger
Buchmesse 2011
für Clemens J. Setz

Suhrkamp www.suhrkamp.de

Foto: Paul Schirrhofer



»So böse wie Nabokov, so virtuos wie David Foster Wallace: Clemens J. Setz hat für seinen Erzählungsband den Preis der Leipziger Buchmesse verdient.« Richard Kämmerlings, Welt am Sonntag

Erzählungen
350 Seiten. Gebunden. € 19,90 (D)
Auch als eBook erhältlich